N12<527804637 021
ubTÜBINGEN
LS

Die Miſſion in Peſchawer.

Hebich in Canara.

(Fortsetzung.)

4. Erstlinge der Ernte.

Am 1. Dezember 1836 wars, daß ein Tambour Kolb, dessen Vater ein deutscher Soldat gewesen war, seinen neunjährigen Knaben an Hebich übergab: „die langersehnte Erstlingsgabe für das Seminar". Bald schloß sich ein Verwandter des ersten Taufkandidaten an den Knaben an, und der eben eintretende Lösch fand also, da zugleich mehrere Hindujünglinge Englisch lernen wollten, alsbald einige Schüler, mit denen er einen Anfang in europäischem Unterricht machen konnte. Da sich allmählich die Zahl mehrte, sowohl der zur Erziehung rückhaltslos übergebenen Jungen, als der nach englischem Unterricht verlangenden Stadtkinder, so wurde für nöthig befunden, ein Seminargebäude oder Waisenhaus (die Namen wechseln vorerst) und eine englische Schule, die zugleich als Kapelle dienen konnte, herzustellen. Beides unternahm Hebich unter allerlei körperlichen Leiden noch während der Regenzeit 1837 und führte es mit großer Anstrengung bis zum nächsten Monsun zu Ende.

Am 16. September taufte er sodann den obenerwähnten Fischer Mandschu (Abraham) mit seinem Töchterchen, worauf derselbe „munter vom HErrn zu zeugen anfieng", wie er auch durch seinen ganzen Wandel dem Lehrer zunächst Freude machte. Dieselbe sollte sich mit der Zeit bedeutend mindern; ein ganzer Mann ist dieser Abraham nicht geworden, theilweise durch die Schuld seiner bösen Frau.

Mehr bewährte sich eine andere Hoffnung, die damals aufgieng. Ein Tamilknecht von etwa 40 Jahren, 1822 durch den eingebornen Missionar S. Flavell in Bangalur bekehrt und getauft, war später

nach Kannanur gekommen und hatte auf den Wunsch einiger frommer Offiziere etliche dort zerstreute Tamilchristen als nothdürftiger Katechist mit dem Wort zu bedienen unternommen. Nach Allem schien es doch das Beste, ihn in einer Mission unterzubringen, so sandte man ihn (im August) nach Mangalur. Aaron, so hieß der Mann, konnte damals etwas kanaresisch sprechen, aber nur Tamil lesen. Hebich nahm ihn an in der Hoffnung, daß seine begabten sieben Kinder „uns wahrscheinlich von großem Nutzen werden können". Das ist geschehen, wenn auch Aaron selbst mit seiner tiefgewurzelten Selbstgerechtigkeit nie eine bedeutende Hilfe wurde. „Es ist hier Alles," bemerkt Hebich, „so beweglich und veränderlich, daß es einem bange werden möchte, etwas zu berichten; doch hoffen wir, daß der HErr ferner mit uns sein wird, obgleich wir unter großem geistigem Drucke arbeiten. Unsere beiden Schulmeister sind auch noch ganz Fleisch."

Während nun seine Brüder das Land mit der Predigt durchzogen, Lehner mehr im Norden, wo er am Ende hängen blieb und eine Nebenstation Honawer gründete, Greiner im Süden und Osten, hatte Hebich unter seinen Banten die Freude (Dezember 1837), einen ganzen Haufen von Knaben, wie man sie schon seit drei Jahren suchte, von verschiedenen Seiten her überwiesen zu bekommen, so daß die Zahl von vier plötzlich auf zweiundzwanzig stieg. Nur Schade, daß die meisten Tamiler waren und also erst kanaresisch zu lernen hatten. Sie schliefen vorerst im Wohnzimmer des Missionshauses und aßen in der Veranda. „Es ist noch wildes Volk und kosten viele Arbeit, doch erfüllen sie das Herz mit Freude. So hat also der HErr es uns gelingen lassen, das Seminar anzufangen; wir nennen es aber lieber ein Waisenhaus. Wie sehr würde es uns daher freuen, wenn die schon geübten Streiter Pfander und Kreiß, die wir (aus Persien) erwarten, bei uns bleiben könnten!"

Diese beiden Brüder hatten nach Aufhebung der kaukasischen Mission sich Indien zugewandt, und trafen nach fünfmonatlicher Wanderung von Schuschi (19. Merz 1838) in Mangalur ein, wo sie eine Weile im Zweifel standen, ob sie sich nicht frisch ans Werk machen sollten, bis Pfanders Sehnsucht, unter Muhammedanern seine persischen Kenntnisse zu verwenden, sie endlich doch zum Aufbruch nach Nordindien vermochte. Dort haben sie die Agra-Station unter den Auspicien der englisch-kirchlichen Mission gegründet.

Mit den Knaben aber hatte Hebich seine liebe Noth. Bei ihrer Verschiedenheit an Alter und Herkunft fehlte es nicht an Veranlassungen zu Streit und Unruhe aller Art. Hebich ließ ihnen einmal allen das Haar glatt abscheeren als das einzige Mittel, ihre Köpfe rein zu machen und zu erhalten. Darüber wurden aber einige indobritische Knaben, so wie etliche Hindus von den Verwandten weggenommen, jene weil sie die europäische Tracht nicht aufgeben wollten, diese um des Zopfes willen. Dann hatte Pfander von Bombay ein Stück gesalzenes Ochsenfleisch mitgebracht, was der haushälterische Koch, ein Tulu-Taufkandidat, unbedenklich zum Kari der Knaben verwendete. Das verursachte nun einen gewaltigen Lärm, wenn auch Hebich, sobald er von dem Versehen hörte, das übrige Fleisch wegwerfen ließ. Es gieng durch alle mögliche Schwankungen; Hebich betete in der Hausandacht bald englisch, bald kanaresisch, und ließ dann noch den Aaron tamilisch beten, damit doch jeder der Knaben (unter denen acht Sprachen vertreten waren, so doch, daß die meisten in mehreren Zungen verkehren konnten) wenigstens etwas verstehe. In den Unterricht theilten sich Lösch, Greiner und Timmappa.

Lösch war es auch, der mit einem Indobriten als Unterlehrer die englische Schule in dem neuen Lokal eröffnete. Erst wollten die Brahmanen sich nicht dazu verstehen, in demselben Zimmer mit Kindern niederer Kaste sich unterrichten zu lassen; da ihnen nicht nachgegeben wurde, entfernten sie sich. Bald aber stellten sie sich wieder ein und baten nur, die andere Seite des Zimmers einnehmen zu dürfen. Als ihnen auch das nicht gestattet wurde, bequemten sie sich endlich, mit den andern Gemeinschaft zu machen, und diese Schule kam dann zusehends in bessere Aufnahme.

Eine Hauptfreude aber war für Hebich, daß endlich die beiden kanaresischen Schullehrer mit noch drei andern Männern ihrer Kaste, Tulu Billawer oder Palmbauern, am 22. Juli um die Taufe baten und aus ihrer Kaste traten. Sie hatten darüber viel zu leiden, nicht blos von den Verwandten, welche sie Tag und Nacht als Todte bejammerten, sonder auch von andern Klassen, indem man ihnen nichts mehr verkaufen wollte, daher Hebich sich beim Kollektor für sie verwendete und von ihm Schutz für die Uebertretenden zugesichert erhielt. Sehr erklärlich, aber minder unbedenklich war, daß er auch ihren irdischen Bedürfnissen Rechnung trug, und sie in ihrer Be-

drängniß mit milder Hand zu versorgen bemüht war, ehe noch die Reinheit ihrer Beweggründe über allen Zweifel erhaben sein konnte. Den Taufunterricht in der Tulusprache besorgte Greiner.

Als der früher erwähnte Pingo dem Sterben nahte, fand ihn Hebich eines Tags von fremden Menschen umringt, die ihn nicht mehr zu dem Greise nahen lassen wollten. Sogleich gieng er zu dem Kollektor und vermochte diesen mitzukommen, da denn der Kranke erklärte, er wolle als Protestant sterben; worauf den Katholiken Befehl gegeben wurde, ihn in Ruhe zu lassen. Er durfte nach längeren Leiden (1841) im Frieden scheiden. Noch vor ihm starb „nach einer merklichen Veränderung" eine greise englische Magd, die Hebich hoffen durfte, einst wieder im Reiche Christi zu finden. —

Werfen wir nun auch einen Blick auf die Korrespondenz mit der Station Dharwar! Hebich fürchtet manchmal, die jungen Brüder seien sich zu hart und nehmen ihre Gesundheit nicht gehörig in Acht. Daher muß er mahnen, einmal: nur des Schreibers Haus nicht zu kaufen, weil „nicht gesund für Europäer, was nimmer außer Acht gelassen werden muß." Sodann, als zu bauen beschlossen wurde: „Die Veranda würde ich nicht weglassen. Ueberhaupt bauet nicht zu knapp: denn das ist am Ende eitel Verlust. Meine Bauten lehren mich was; sie machen mir oft warm; wenn aber der Muth sinken will, so hebt mich der HErr wieder auf und so geht das Werk doch in großer Hitze fort. Er wird mir auch zu diesem todten Werke endlich den Sieg geben."

„Dann höre ich, daß ihr euch die Gaben des HErrn nicht erlaubt, als Butter und Milch, Zucker ꝛc. Ich will euch ja nicht meistern, thut was euch gefällt, aber seid weise und genießt mit Danksagung, was ihr zu eurer Erfrischung und Leibesstärkung kriegen könnt. Unser HErr ist nicht so arm, daß Er seine Knechte schnarrmaulen lassen möchte. In Indien bedarf mancher mehr von stärkender Speise als in Europa. Ich schreibe dies aus lauter Liebe, darum verzeiht mir."

Weiter dreht sich der schriftliche Verkehr hauptsächlich um das Seminar oder Waisenhaus. Denn für dieses schickten auch die Dharwarer etliche Knaben, in der Hoffnung, sie einst als Männer wieder zurückzuerhalten. Da kamen denn allerhand Fragen auf, z. B. ob Dharwar nicht seine eigene Anstalt haben sollte. Im Oktober leißt es: „Ich bin gesonnen, meinen Georg und die andern

'ostindischen' (d. h. Mischlings-) Kinder in native Kleidung zu erziehen; denn sie sollen für den Dienst an natives erzogen werden, so laß sie auch ihre Kleidung tragen, damit sie sich nicht etwa besser dünken als die Schwarzen, was leicht der Fall sein könnte. Dann haben sie später weniger Bedürfnisse, was auch ein Nutzen für die Mission ist. Jetzt kann man mit den Jungens thun, was man will, aber nicht so nachher. Hindus sind auf jeden Fall besser; aber Ostindier, wenn fähig, sind auch mit Dank zu nehmen, sintemal die native Kinder noch kamm zu kriegen sind." Im Dezember: „Das Haus ist noch nicht halb vollendet, und siehe da! wornach wir uns drei Jahre umgesehen haben, kommt nun in Haufen von selbst. Ich war früher im Zweifel, ob es nicht besser wäre, die Knaben schnellweg zu taufen; nun aber bin ich gewiß, daß es nicht gut. Wie weit bist du damit?" — „Freilich ist darauf zu sehen, ob sie auch für des Herrn Werk tauglich werden können. Der T. will sich nicht zu den natives herabniedrigen lassen, so habe ich ihm Freiheit gelassen zu gehen. Sein Sinn ist zu hoch für unsere Anstalt, sei also so gut und sprich mit seinen Eltern. Er weiß, daß er nie wieder aufgenommen wird, wenn er uns einmal verlassen hat. Eben habe ich fünf Jungen entlassen, weil der Vater unlautere Absichten mit ihnen vorhatte, die unserem Zweck durchaus nicht dienen. Es ist eben ein Glaubenswerk, helfet uns beten."

Doch alle diese Punkte waren nicht das, was Hebich am meisten beschäftigte. Die getrennte Behandlung der beiden Missionen hatte für ihn etwas überaus Drückendes; um sie dreht sich also vornehmlich sein Briefwechsel mit Mögling.

„Auf die Dharwar-Mission," schreibt er schon im Juni 1837, werden wir immer mit inniger Theilnahme sehen, aber nimmermehr als Ein Werk. Das ist ja euer ausdrücklicher Wille und harter Kampf gewesen, daß Dharwar allein Ein Werk sein soll, weil ihr mit uns in Vielem nicht harmoniren könnet ꝛc. Daher ich auch den natives in Dharwar und Hubli nicht gepredigt habe, und überhaupt mich bestimmt sah, euch viel eher zu verlassen, als ich ursprünglich im Sinne hatte. Verlieret darüber den Muth nicht, es ist Alles, wie ihr es selber gewählt habt. Uebrigens kann das Werk, das wir treiben, ganz ohne Neid abgehen; sobald wir in dasselbe treten, ist es so schwer und so drückend, daß die Wirklichkeit bald nicht nur den eingebildeten Schimmer von unsern Augen rein abwischt,

sondern auch leicht den wahren besonnenen Eifer nimmt und uns das Werk läßig treiben macht. Beides ist vom Teufel. Aber von Gott kömmt der Glaube, der starke, der Ihm alles zutraut, standhaft ausharrt in allen Widerwärtigkeiten und in Ihm alles überwindet. Das wünsche ich dir mit mir, und euch mit uns um Seines Namens willen. Amen.

„Was du mir sonst sagst, habe ich in mein Herz fallen lassen. Ja, laß uns mehr und mehr für einander ringen. Lasset uns brünstig für einander beten, denn unser Werk ist doch nur Ein Werk, das Werk Gottes. Sein Geist unter uns!"

Dezember: „Ich sage dir, es ist ein großer Bruch in unserem Werk, nur ist er noch ziemlich versteckt. Und diesen sehend habe ich im Anfang das Meine gethan, dies Ungehener in seiner Geburt umzubringen. Nun Lieber, laß uns dem Teufel den Possen spielen, daß wir einander aus Herzensgrund lieben und uns freuen in Hoffnung der großen Verheißungen unseres großen Gottes. Wenn wir einmal dumm gewesen sind, sollen wir darum doch nicht immer dumm bleiben wollen, sondern weise Kinder werden, weil unser Herr ja die Weisheit ist."

1. Januar 1838: „Es ist mir lieb, daß du nun anfängst einzusehen, warum es sich eigentlich handelt mit der Geldsache, und es freut mich um so mehr, daß auch Br. Layer nun gesonnen ist, der Natur gemäß beizustimmen. Wenn es dem Herrn gefällig ist, komme ich wohl gelegentlich hinauf, doch ist es noch ferne, da ich noch mehrere Monate mit meinen Bauten zu thun habe. Mir wäre es am liebsten, wenn wir das Waisenhaus gemeinschaftlich hätten, sowie überhaupt, daß wir unser ganzes Geschäft uneigennützig als Brüder trieben; denn alles ist des HErrn. Wenn ihr mit uns Eine Rechnung habt und mit uns harmoniren werdet, so wirds am Ersten nicht fehlen. Bis jetzt war es leider nicht so und ihr habt uns die Hände gebunden. Obgleich unsere liebe Kommittee in diesem Zwiespalt den ersten Bock geschossen hat, indem sie durch euch eine neue Station gründen wollte, so gibt sie uns doch in ihrem letzten lieben Schreiben volle Freiheit, die Sache unter uns, wie es am besten ist, zu ordnen. So hatte sie auch an uns Drei im Anfang geschrieben, und auf das hin haben wir gehandelt; da ihr aber am Ende nicht wolltet, ließen wir euch laufen, ohne Widerrede. Wenn ihr nun uns habt näher kennen lernen und euch nicht mehr vor uns fürchtet,

als suchten wir weniger die Ehre des HErrn als ihr, so soll es mich herzlich freuen. Ich schreibe dies im vollen Frieden meines Gottes und in großer Liebe zu dir und euch allen; ja freue mich über Alles, so wie es gegangen ist, da der HErr durch unendliche Gnade Alles soweit nahe gebracht hat, daß wir doch Eines sind. Nur das thut mir leid, daß unsere liebe Kommitte den Dreck auch mittrinken muß.

„Sind wir nun einverstanden, daß wir kein separates Geschäft haben, sondern als Eine Familie das Ganze zu Seinem Preise treiben wollen, und gemeinschaftliche Rechnung haben, so könnte ja der freie Bruder, d. h. der Unverheirathete, nachdem wir der Kommittee von dem Theil des Geldes, das einer überflüssig hat, auch etwas zufließen lassen, das Uebrige dem Waisenhaus geben. Besser kann er es gewiß nicht anwenden. Wir haben der Kommittee im letzten Jahr wieder 141 Pfd. St. geschenkt, d. h. dem HErrn Jesu zurückgegeben, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß wir wieder darauf Anspruch machen, falls wir Gebrauch davon machen müßten. Der nächste Punkt, den wir dann zu berathen haben, ist die Besetzung von Honawer: Wer soll hinaufziehen? Was sagt ihr dazu?

„Möge der Geist des HErrn unsere Herzen erfrischen zum ewigen Leben und uns geschickt machen, Sein Werk zu treiben ohne Furcht und Zweifel!

„Was ich also zuerst vorschlage ist: 1) Seid ihr geneigt, daß wir sieben Brüder gleiche Rechnung haben? d. h. dieselbe Summe nehmen, so daß der einzelne, ders nicht ganz braucht, es nach seinem Wohlgefallen anwenden kann, wozu er dann am Waisenhaus eine gute Gelegenheit hat. Aendern wir jetzt, so müssen wir für immer dabei bleiben, sonst scheinen wir der lieben Kommittee Leute, die nicht wissen, was sie wollen. Daher recht bedacht und dann abgemacht! — 2) Soll das Waisenhaus ein gemeinschaftliches sein? So nämlich, daß wenn die Jungen und Mädchen zu brauchbaren Gliedern der Kirche herangebildet sind, sie nach den Bedürfnissen des Werks vertheilt und angestellt werden, so weit der HErr unsere Mission ausbreiten will. Wir werden kaum Mittel genug haben, um auf jeder größeren Station eine solche Anstalt zu errichten. Sie bringt aber natürlich erst nach Jahren Frucht, daher kann es sich nicht um eine zeitweilige Theilnahme an diesem Unternehmen handeln, sondern es würde eine Gemeinschaft für immer bleiben. —

Diese Gemeinschaft ist aber nur denkbar, wenn der erste Vorschlag gehörig geordnet ist. Denn sobald neue Brüder kommen, wird unsere gegenwärtige Mißgeburt ihre Früchte so hervorbringen, daß wir immer weiter auseinanderkommen. Ich rathe von ganzem Herzen zum Gemeinschaftlichen. Doch sage ich, wenn nicht ganz gemeinschaftlich, und noch ein Haken von Mißtrauen da ist, lassen wir die Sachen besser wie sie sind, und ein Jeder thut dann, was ihm am besten däucht. Aber schmerzlich würde es mir dennoch bleiben, wenn der Geist des HErrn nicht soviel in uns herrschend wäre, daß er die liebliche, nützliche, anempfohlene Gemeinschaft bewirken könnte."

31. Jannar. „Du und ich sind Eins, das fühle ich schon lange. Wirft einer noch einen Stein in den Weg, so wird ers endlich zu bereuen haben. Ich sage bestimmt: entweder eine ganze Vereinigung, oder lassen, wie es ist. Auch im ersten Fall bleibt ihr ja immer dieselben und habt euer freies ungehindertes Wesen, ohne daß euch jemand in den Weg kommt. Dies ist nur eine fixe Idee. Nun, du Lieber, laß uns Alles aufbieten, um diese löbliche Gemeinschaft hervorzubringen. Es war von Anfang und ist noch fortwährend mein eifrigstes Bemühen. Der HErr selbst möge es segnen, sonst ist freilich Alles umsonst. Unser Gott aber erfülle dich mit dem Reichthum seiner Liebe und alles gewissen Verstandes zu seinem Preise. Amen."

Februar: „Ich freue mich, daß wir so weit sind. Ihr Herzensbrüder, lasset das Herze schlagen als Brüder, die sich lieben, als solche, die sich auf den Tod hingegeben haben, um einen alten Erzmenschenfeind mit vereinter Kraft zu bekämpfen und zu besiegen, — ach was sag ich Armer? Nein! dies hat ja schon der rechte Held gethan! — sondern ihm einige Seelen zu entreißen und sie dem Lebensfürsten zuzuführen. O wie eilig und ordentlich fließen mir diese Worte aus Herz und Feder, aber wie schwer ist es auch bei mir ausgeführt! Wir wollen aber doch nicht an unserem HErrn verzagen, daß die Sache ist, und wenn nur Er am Ende den Sieg davon trägt, so wollen wir Ihn auch allein preisen. Amen, Hallelujah."

2. März: „Ich preise den HErrn, der dich erhalten und dir wieder aufgeholfen hat. Dieses Klima ist wirklich ein Meister, der einen bald in die erwünschte Ruhe bringen kann. Aber es ist gut hier sein, so lange es dem HErrn gefällt, arme Würmer wie wir

sind, zu seinem heiligen Werke zu gebrauchen. Ich schäme mich von ganzem Herzen, wenn ich daran denke. Daß wir nun Eines Sinnes sind, freut mich von ganzem Herzen, und zweifle keinen Augenblick, daß Alles zur gegenseitigen Ermunterung ausfallen wird; doch halten mich die Bauten noch lange; fühle mich sehr schwach im Körper mit der täglichen Anstrengung in der Sonnenhitze und danke doch dem HErrn, der mich in Allem diesem aufhält."

Es ist leicht möglich, daß auch ältere Missionsfreunde an den hier mitgetheilten Reibungen und Geisteskämpfen, die sich dazu noch um Kleinigkeiten und ferne Zukunftsfragen zu drehen scheinen, Anstoß nehmen. In Basel hatte der heimgekehrte F. Anderson über die ersten Arbeiter sich mit größter Anerkennung ausgesprochen; er bewunderte „ihre aufopfernde Thätigkeit und Sparsamkeit, ihre Umsicht und Klarheit in der Behandlung der Eingebornen, besonders aber ihre Einigkeit und ungetrübte Bruderliebe, und versprach sich darum von dieser Mission glänzende Erfolge". Nun aber waren die Missionsleiter betreten über die Anstände, die sich erhoben, und zweifelten, ob dem Zeugniß des britischen Bruders ganz zu trauen sei, ob die Erstausgesandten sich auch die rechte Einfalt bewahrt haben. Wer erfahren hat, was es mit der Gründung irgend eines Gotteswerks auf sich hat, wird sich an den Menschlichkeiten, die dabei mit unterlaufen, nicht ärgern, sondern die Hand dessen erkennen und verehren, der mit solchen Werkzeugen doch etwas Bleibendes zu Stande brachte. Man lasse auch nicht außer Acht, daß es bis jetzt lauter Junggesellen waren, welchen die Ordnung der so neuen Verhältnisse anvertraut war; wie hätten solche auch gleich die rechte Mitte zwischen der festzuhaltenden Einheit des Zieles und der nöthigen Freiheit der Bewegung finden können!

5. Die Generalkonferenz. Hebich in Dharwar.

Als von Basel die Nachricht kam, fünf neue Brüder sollten bald in Indien landen, drang sich allen älteren das Bedürfniß auf, vorerst unter sich völlige Einigkeit zu schaffen, damit das nun zu erweiternde Werk als ein völlig gemeinsames betrieben werden könne. Die Dharwarer schickten zu diesen Verhandlungen Mögling als ihren Bevollmächtigten nach Mangalur, wo sodann (25. Juli—26. August) tüchtig getagt und eine förmliche Verfassung für die Mission ent-

worfen wurde. Die neue Rechnungsweise behielt den Sieg; jeder Missionar sollte nur verrechnen, was er im Jahr gebraucht habe. Der Verfassungsentwurf fiel in eine Zeit, da die gewaltige Entfernung, die Indien von Europa trennte, mittelst der neueingeführten Dampferverbindung auf ein Drittheil vermindert worden war. Die Missionare fühlten sich aber noch zu sehr beeinflußt von der großen Freiheit, die sie bisher genossen hatten, als daß sie diese Aenderung ihres Verhältnisses zur Kommittee nach ihrer ganzen Wichtigkeit in Anschlag gebracht hätten, und legten im Grunde die Leitung der Mission in die Hände der neuerrichteten Generalkonferenz. Es war damit ein Verhältniß geschaffen, das keinen Bestand haben konnte, das aber in der Zeit der Zwischenregierung, welche durch Inspektor Blumhardts Krankheit und Heimgang (19. Dezember) eintrat, dennoch von einigem Nutzen war.

Ein Gedanke, der bei Einsetzung dieser Generalkonferenz mitwirkte, lautet also: „Man wollte dem Uebergewicht einzelner Brüder gewisse Schranken setzen. Hebich mit seinem großen praktischen Talent, seinem brennenden Eifer und raschen Handeln hatte doch so ziemlich die Leitung der ganzen Mangalur-Mission an sich gezogen. Zu gemeinsamem Berathen und Handeln ist er nicht angelegt, aber für einen Theil des Werks mit seltenen Gaben ausgerüstet, so daß er uns, wenn er sich einmal ganz in die Ordnung bequemen kann, ganz unschätzbar sein wird." Unter dem Einfluß solcher Gedanken fiel nun überhaupt der Verfassungsentwurf viel zu steif und diplomatisch aus; darum auch wurde ferner beschlossen, daß Hebich nach Dharwar ziehen und die Gründung der neuen Station in Hubli übernehmen solle, während Mögling in Mangalur zu bleiben, das Seminar zu leiten und die neuen Brüder ins Kanaresische einzuführen habe. Man glaubte nun die beiden Elemente in der Mission besser gemischt zu haben, so daß sich eine innigere Durchdringung derselben von selbst ergeben werde. Mit Möglings Versetzung nach Mangalur aber war nicht nur ein früher geäußerter Gedanke des Inspektors verwirklicht, sondern auch der rechte Grund für die so wichtige Beschaffung von Missionsgehilfen gelegt (19. August).

Die Generalkonferenz lud zugleich auf Möglings Vorschlag den bisher im Tamillande beschäftigten Freund desselben, den Theologen H. Gundert ein, sich der Basler-Mission anzuschließen. Da derselbe den Ruf annahm und (2. Nov.) mit seiner Gattin in Man-

galur eintraf, konnte nun auch die erste Mädchenanstalt gegründet und an weitere Ausdehnung der Missionsarbeiten gedacht werden. Ihn begleiteten drei christliche Jünglinge aus Tinneweli, welche aber der Mission keine Hilfe brachten, daher ihrer kaum Erwähnung gethan zu werden braucht. Doch lassen wir vorerst die Mangalur-Station bei Seite und begleiten Hebich nach Dharwar.

Nachdem er (Oktober) dort eingetroffen, bemühte er sich, durch den befreundeten Kollektor Mills einen passenden Platz für das Missionshaus in Hubli zu erhalten. Dieser Mills war einer der edelsten anglo-indischen Christen, ebenso demüthig und brüderlich gesinnt, als reich an Glauben, wie er denn entschlossen war, von seinem Gehalt nichts zu ersparen, sondern was ihm jeden Monat davon übrig bleibe, für des HErrn Sache zu verwenden, und zwar ohne strenge Beschränkung auf diese oder jene Kirchengemeinschaft. Missionsgaben im Belauf von 1000 Rupies waren bei ihm ein gewöhnliches Ereigniß. Eine innige Freundschaft erwuchs zwischen ihm und den deutschen Missionaren. So hatte denn Hebich nur den tauglichsten Platz für die neue Station in Hubli zu erlesen, um ihn durch des Freundes Verwendung bei der Regierung für die Mission zugesichert zu erhalten. Ein Jahr zuvor hatte der Unterbeamte, der zuweilen in Hubli wohnte, noch Bedenken dagegen geäußert, Missionaren die Niederlassung daselbst zu gestatten. Damals (Juni 1837) hatte Hebich geschrieben: „Dies ist freilich ein unangenehmes Hinderniß, aber nicht hinreichend, um Missionare vom Platze abzuhalten. Die Gründe dieses Herrn kann ich mir aufs Beste deuten. Diese Beamten glauben in ihrem unbekehrten Zustande, daß wir Missionare die Ursache einer Revolution seien; und da in Hubli kein Militär ist, so wird er wahrscheinlich neben einem Missionshaus sich nicht sicher fühlen. Ich hoffe, daß der HErr noch mehr Licht über die Sache geben wird. Hubli aber bleibt in meinen Augen immer der Hauptort." Von irgend einem Anstand war nun nicht mehr die Rede. — In Dharwar aber predigte Hebich jeden Abend mit Layer auf dem Bazar und fand, daß das Volk dort ruhiger zuhöre als in Kanara, was bei ihm nicht gerade besondere Hoffnungen zu wecken geeignet war.

In Hubli hatte er sich erst längere Zeit stille gehalten, um die Vorbereitungen für die Wahl des Platzes nicht zu beeinträchtigen. Als die Sache aber für die Entscheidung reif war und er nur noch

das Stück Land vom Kollektor in Empfang zu nehmen hatte, wurde er eines Mittags (Dezember) plötzlich munter, sich auch auf diesem Bazar zu versuchen. „Ich gieng also unter stillem Gebet hin, und wurde dann von großen Haufen aufmerksam angehört, als ich ihnen ihre Sünde vorstellte und sie zur Buße gegen Gott und zum Glauben an den HErrn Jesum aufforderte. Noch auf dem Heimweg kam es zu vielen Anreden an Kleine und Große, daher ich Nachts ganz ermüdet in das Zelt zurückkam, das uns der Kollektor geliehen hatte." Hubli aber hat, ganz anders als Dharwar, die von ihm gehegten Erwartungen erfüllt: 30 Jahre später hatte es eine Gemeinde von 130 Seelen.

Vom 12.—17. Dezember begab sich Hebich auf das Fest, das der Göttin Yellamma in ihrem abgeschlossenen Heiligthum (1½ Stunden von Sundadi) gefeiert wurde. Er hatte dort, wie alles Volk, im Freien zu kampiren, und ließ sich unter zwei Tamarinden nieder, während sich die Hügel umher mit den Festgästen bedeckten. Da lebte er nun ganz unter den Leuten wie nie zuvor, hatte sich aber bald durch den Nachtthau eine Erkältung zugezogen, die ihm das Predigen bedeutend erschwerte. Er meinte einmal der heiseren Stimme durch die Hände nachhelfen zu müssen, indem er auf den steinernen Stier vor dem Tempel Siwa's mit dem Stock losschlug. Viele Besuchende kamen an seinen Lagerplatz, die ihm in allem Recht gaben und das unzüchtige Treiben bei der nächtlichen Procession des Festes aus den unreinen Göttergeschichten ableiteten. Auf dem Heimwege ließ sich noch mit manchem Festpilger ein nützliches Gespräch anbinden.

Da der Bau des Hubli-Hauses bald genug von Miss. Frey geleitet werden konnte, wurde es Hebich leicht, zu einer längeren Missionsreise (18. Januar—25. Februar 1839) Zeit heraus zu schlagen. Seinem Bericht von derselben schickt er die Worte voraus: „Es ist allezeit ein trauriges Gefühl, wenn der arme Missionar von seiner Arbeit Bericht erstatten soll, was ihn fast immer in Gefahr bringt, zu viel oder zu wenig zu sagen. Am liebsten würde er seine stille Arbeit (die zwar oft Lärmen genug macht) mit Stillschweigen übergehen, es wäre auch oft weit besser. Doch dem 'Muß' gemäß möge der HErr denn dies Wenige aus Gnaden segnen!" Er zog zuerst nach Sundadi zum Kollektor E. H. Townsend, der ihn eingeladen hatte, ihn auf seiner Rundreise zu begleiten und, während

er seine Regierungsgeschäfte abmache, den Leuten das Wort zu verkündigen. Hebich hatte ein so schlechtes Pferd, daß er es zum Verkauf zurücksandte und die Reise zu Fuß ausführte; „was in mancher Beziehung das Beste ist, aber doch oft übermäßige Ermattung herbeiführt, die dem Werke schadet." Mit den Brahmanen gab es nun da und dort harte Arbeit. In Kaladghi, wo er länger weilte, fand er den theuren Offizier Davidson nicht mehr; der hatte nun auf drei Jahre im Scholapur-Distrikt herumzuwandern und wünschte auch, wie Townsend, einen Missionar zum Begleiter zu haben, was sich aber nicht machen wollte. Doch die gesegnete Arbeit, die Hebich vor zwei Jahren unter den Engländern daselbst begonnen hatte, ließ sich nun zu einem gewissen Abschluß bringen, und wieder wurden mehrere erweckt und bekehrt. Auch in Bagelkot brachte er ein paar Wochen zu unter lauter Heiden; die Predigt schlug dermaßen ein, daß viele hoffnungsvolle Besuche zu ihm kamen, andererseits aber auch die Feindschaft gewaltig hoch stieg. Doch eine Krankheit Layers rief ihn schnell nach Dharwar zurück, wo es denn allerlei Neues zu erfahren und zu besprechen gab.

In Mangalur bereitete sich nämlich gerade etwas Neues vor. Am 15. Januar waren dort fünf junge Missionare gelandet, die sich nun unter Möglings Leitung in die kanaresische Sprache hineinarbeiteten, um sich bald möglichst auf alten oder neuen Stationen am Werk betheiligen zu können. Fröhlich und hoffnungsvoll machten sie sich an ihre Aufgabe; sie sollten aber alle nur kurze Zeit in Indien wirken; dreizehn Jahre später hatte der letzte dieser Fünf das Land zu verlassen.

Sodann hatte Gundert im Auftrag der Tinneweli-Brüder einen Katechisten in Malabar aufgesucht, welchen Rhenius auf die Bitte eines Engländers demselben zugesandt hatte, um die Arbeiter seiner Pflanzung einigermaßen zu civilisiren. Es war das die Pflanzung Andscharakandi, 3—4 Stunden von den Küstenstädten Kannanur und Talatscheri im Innern gelegen, ein eigenthümliches Unternehmen der ersten Beamten Malabars nach seiner Eroberung durch die Briten im Jahr 1792. Unter der Aufsicht eines Schotten, M. Brown, der erst im Auftrag Kaiser Josephs II ein deutsches*) Komptoir in Mangalur gegründet, dann im französischen Mahe sich

*) Im Volksmunde hieß er daher lange der „alamansche Kapitan".

niedergelassen hatte, wurden dort von zusammengekauften Reissklaven erst die üblichen Landesprodukte, namentlich Pfeffer, gewonnen; später aber bildete Zimmt, in welchem bis dahin Malabar mit Ceylon nicht wetteifern konnte, das Haupterzeugniß der dortigen Betriebsamkeit, während auch Kaffee, Pfeilwurz, Seide ꝛc. erzeugt wurden. Die Pflanzung gieng übrigens bald in den Privatbesitz des unternehmenden Mannes über. Als der einzige europäische Landbesitzer in den Zeiten des Kompagniemonopols, übte dieser Pflanzer einen bedeutenden Einfluß in Nordmalabar aus. Christliche Beamte meinten, wenn irgendwo, so ließe sich von diesem Mittelpunkte aus ein schönes Stück des herrlichen Landes in ein Paradies verwandeln. Der Erbe des Stifters, Franz C. Brown († 1868), ein Mann angehaucht von der philanthropischen Tendenz der Neuzeit, bat Rhenius um einen Katechisten, der denn auch (seit 1835) die Kinder der Sklaven in einer Schule zu unterrichten und die Alten in einer eigens dafür erbauten Kapelle mit dem Evangelium bekannt zu machen begann. Michael Pillei, so hieß der Katechist, hatte bald so viel erreicht, daß namentlich die Jugend an ihn anhänglich wurde und etliche Jünglinge entschieden um die Taufe baten. Gern hätte ihm Rhenius einen Besuch abgestattet; doch konnte er nie abkommen und sein Tod schnitt jede Aussicht auf Berathung des Katechisten durch die fernen Tinneweli-Missionare ab. Durch die Abwesenheit des Besitzers aber, der im Jahr 1837 nach England zurückkehrte und neunzehn Jahre in Europa zubrachte, war dieses Unternehmen unter die Aufsicht von Verwaltern gestellt worden, welche seinem Fortgang nicht eben hold waren und ihm eigenthümliche Schwierigkeiten in den Weg legten.

Als Gundert die Pflanzung besuchte, und zugleich in den nahen Küstenstädten sich umsah, zeigte sich, wie viel in Malabar zu thun wäre, wenn daselbst eine Station errichtet werden könnte. Zu einem darauf bezüglichen Entschlusse reichte aber die Vollmacht der Missionare nicht aus; und die eben (24. Februar) eingetroffene Nachricht vom Heimgang des Inspektors Blumhardt vermehrte noch die Unschlüssigkeit. Da bot der durch Hebich erweckte Richter T. L. Strange (27. Februar) sein neuerbautes Haus in Talatscheri der Mission an; ja, da ihn Krankheit zu unverweilter Abreise nöthigte, übermachte er es ihr alsbald, und es handelte sich nun nur darum, wie die neue Station zu besetzen wäre. Daß von dort aus bald auch Kalikut als die Hauptstadt Malabars einen Missionar erhalten müßte, wurde

sogleich mit in Berechnung gezogen. Auf einer Generalkonferenz sollte die Frage entschieden werden.

Zu dieser fand sich denn auch Hebich nebst Layer in Mangalur ein, indem er noch von Honawer den mittlerweile verheiratheten Br. Lehner sammt seiner Gattin mitbrachte. Am Gründonnerstag Abend genossen die elf Missionare das heilige Abendmahl zusammen, bereits eine stattliche Schaar. Zwischen die Verhandlungen hinein erfreute sie dann die Taufe von sechs Männern und zwei Frauen am Osterfeste (31. Merz 1839), dem eigentlichen Gründungstag der Mangalur-Gemeinde. Simeon und Hanna waren das erste Tulu-paar, das zusammen die Taufe empfieng. Die Frauen der übrigen, der beiden Schullehrer Petrus und Enos, des Koches Jakob und des (späteren) Knechtes Johann wollten vorerst noch warten, wie die Dinge sich weiter gestalten. Die meisten waren Tulu-Palmbauern, einer ein Oelmacher, der sechste ein Tamilmann; dazu kam dann noch die Frau des Fischers Abraham. Am Abend genossen sie zusammen das heilige Abendmahl, an welches sich ein Liebesmahl anschloß. Die Schwarzen saßen dabei auf dem Boden, die Weißen auf den Subsellien ihrer Knaben, welche natürlich auch — Getaufte wie Ungetaufte — 29 an der Zahl, fröhlich mithielten. Wie dankbar Hebich auf die Resultate der bisherigen Arbeit zurückschaute, läßt sich denken.

Bedenklich aber war ihm ein unerwartet kritischer Geist, wie er in den nun folgenden Berathungen des Brüderkreises zum Vorschein kam. Er meinte z. B., die fünf neuen Brüder werden doch einsehen, daß sie die zur Besprechung vorliegenden Gegenstände noch nicht zu beurtheilen vermögen, und sich darum der Abstimmung enthalten, wenn auch der betreffende Paragraph des Verfassungsentwurfs ihnen dieses Recht zuzusprechen scheine; es sei gewiß genug, wenn sie „mit dem Herzen" Antheil nehmen. Er drang damit nicht durch (die jungen Männer lachten nur) und fühlte sich bald einer starken Opposition gegenübergestellt, von welcher auch die bisherige Verwaltung des Rechnungswesens in kleinlicher Weise kritisirt wurde. Die Gründe für solches Vorgehen waren freilich plausibel genug; man wollte die Voranschläge für den Bedarf der Einzelnen noch weiter herabsetzen, um der Kommittee zu neuen raschen und zahlreichen Verstärkungen Muth zu machen.

Was sodann die Stationen betraf, so wurde Talatscheri durch

Gundert und Dehlinger besetzt, Honawer dagegen vorerst aufgehoben und Lehner und Löſch der Oberländiſchen Miſſion zugetheilt. Hebich aber bat nun entſchieden, ihn keiner Station zuzuweiſen, vielmehr ihm volle Freiheit zu laſſen, fortan ſeine Gabe als Reiſeprediger auszuüben, beides unter Engländern und Kanareſen. Man erkannte, daß „ein ſolcher Wirkungskreis die ihm zuſagendſte und ſeine Gaben und Kräfte auf die vielſeitigſte, am Ende auch für das Werk fruchtbarſte Weiſe in Anſpruch nehmende Arbeit darbieten würde“, doch ſchien der Plan, den er vorlegte, zu weitreichend, um ihm ganz beiſtimmen zu können. Daß er etliche Monate lang das Maiſurland bereiſe, wurde einſtimmig genehmigt.

So machte er ſich denn auf dieſe Reiſe, ohne ſich vorerſt über ſeine Gefühle irgend auszuſprechen. Im Verlauf zeigte ſichs, wie tief dieſe Verhandlungen bei ihm eingeſchnitten hatten. Als der jüngere Miſſionar in Talatſcheri gefährlich erkrankte (er hatte keinen geſunden Tag, bis er Indien den Rücken kehrte), tauchte der Gedanke auf, die Malabar-Miſſion durch Hebich zu verſtärken. Dieſer bedachte ſich einige Tage, ſchrieb aber dann offen (Yelwal 26. Mai), was er davon halte. Er müſſe da Saiten berühren, die zwar von ſeiner Seite keinen Klang, auch kein „Sumſen“ geben, die aber in ihm ſelbſt eine eigene Muſik fortſpielen. Man habe ihn faſt als Dieb angeklagt; noch lauter ſei die Warnung vor ſeiner Herrſchergabe erſchollen; dazu habe ihn der HErr in ein noch ſchwereres Feuer (der Rückblicke) gerathen laſſen, ſo daß er ſich jetzt nicht anders, denn als ein räudiges Schaf anſehen müſſe, „das getrennt und abgeſondert und gefürchtet werden muß. Nun merket: dies Alles hat der HErr aus Gnade zugelaſſen, denn Er liebet mich und trägt mich mit namenloſer Barmherzigkeit und Langmuth, und dies iſt meine Seligkeit. Was hab ich daraus zu lernen? daß Er mich demüthigen will und, nachdem Er mich gereinigt hat (Joh. 15, 2), noch zu meinem beſonderen Amte gürten wird. — So wie ich durch Gewalt ins Miſſionshaus getrieben wurde, durch viele bittere Erfahrungen, ſo erkenne ich dieſelbe Gewalt wiederum zu meinem neuen Berufe als reiſender Evangeliſt. — Ich kann mich daher durchaus nicht entſchließen, nach Talatſcheri zu gehen, wo meine Herrſchergabe ja nicht anders könnte als neues Elend hervorrufen. In der Furcht des HErrn iſt mein Rath dieſer: 1) Laſſet mich laufen und betet für mich. 2) Da Gundert verheirathet iſt und die Sache keine

Eile hat, wartet mit Talatscheri bis nach der Monsun. 3) Später könnte ich vielleicht in Talatscheri einen Besuch machen und würde dann gerne bereit sein, als ein Knecht und Diener meine Hände so lange zu reichen, als sie wünschenswerth erscheinen. Ich empfehle mich und euch der Gnade unseres großen Gottes und Heilandes und verbleibe in Ihm euer treuer und ergebener Mitarbeiter am Werke des HErrn, Samuel Hebich."

(Fortsetzung folgt.)

Die Mission in Sumatra.

(Schluß.)

5. Sipirok.

Sehr verschieden von den freien und halbunabhängigen Battas im Norden sind die unter holländischer Herrschaft stehenden im Süden. Durch die Jahrzehnte langen Bedrängungen der malaiischen Padris scheint wie ihr Wohlstand, so auch ihre nationale Kraft gebrochen. Sie setzten deßhalb der Aufrichtung der Mission wenig Schwierigkeiten entgegen. Schon vor der Ankunft der rheinischen Brüder hatte im Jahr 1861 van Asselt seine beiden Erstlinge unter ihnen taufen dürfen. Auch die Regierung zeigte sich der Mission geneigt, da sie die Christianisirung der Battas wünschte, um an ihnen eine Stütze gegen die fanatischen Malaien zu bekommen. Sie übertrug den Missionaren die Oberaufsicht über die Regierungsschulen und gestattete ihnen dafür ausnahmsweise, täglich eine Stunde Religionsunterricht in denselben zu ertheilen. Die eigentlichen Lehrer in diesen Schulen sind aber Eingeborne, welche 3—4 Jahre in dem Seminar der Regierung herangebildet wurden. Der Missionar kann selbst auch begabte Battas dahin empfehlen, allein christlichen Unterricht empfangen sie dort nicht, obgleich der Vorsteher, Willem Iskander, selbst ein in Holland getaufter und unterrichteter Batta ist. Der Islam dagegen hat auch dort freie Hand und trachtet die christlichen Eindrücke bei den jungen Schülern auf alle Weise auszulöschen. Haben dieselben dann ihre vier Jahre in der Anstalt verlebt, so

Hebich in Canara.

(Fortsetzung.)

4. Erstlinge der Ernte.

Am 1. Dezember 1836 wars, daß ein Tambour Kolb, dessen Vater ein deutscher Soldat gewesen war, seinen neunjährigen Knaben an Hebich übergab: „die langersehnte Erstlingsgabe für das Seminar". Bald schloß sich ein Verwandter des ersten Taufkandidaten an den Knaben an, und der eben eintretende Lösch fand also, da zugleich mehrere Hindujünglinge Englisch lernen wollten, alsbald einige Schüler, mit denen er einen Anfang in europäischem Unterricht machen konnte. Da sich allmählich die Zahl mehrte, sowohl der zur Erziehung rückhaltslos übergebenen Jungen, als der nach englischem Unterricht verlangenden Stadtkinder, so wurde für nöthig befunden, ein Seminargebäude oder Waisenhaus (die Namen wechseln vorerst) und eine englische Schule, die zugleich als Kapelle dienen konnte, herzustellen. Beides unternahm Hebich unter allerlei körperlichen Leiden noch während der Regenzeit 1837 und führte es mit großer Anstrengung bis zum nächsten Monsun zu Ende.

Am 16. September taufte er sodann den obenerwähnten Fischer Mandschu (Abraham) mit seinem Töchterchen, worauf derselbe „munter vom HErrn zu zeugen anfieng", wie er auch durch seinen ganzen Wandel dem Lehrer zunächst Freude machte. Dieselbe sollte sich mit der Zeit bedeutend mindern; ein ganzer Mann ist dieser Abraham nicht geworden, theilweise durch die Schuld seiner bösen Frau.

Mehr bewährte sich eine andere Hoffnung, die damals aufgieng. Ein Tamilknecht von etwa 40 Jahren, 1822 durch den eingebornen Missionar S. Flavell in Bangalur bekehrt und getauft, war später

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com VierFarbSelector Standard * - Euroskala Offset